

(Nachdruck verboten.)

9)

Mafia.

Roman aus dem modernen Sizilien von Emil Rasmussen.
Autorisierte Uebersetzung von E. Stine.

So Forte hatte sich bei einem kleinen Manufakturwaren-händler eingemietet, der auf dem Corso seinen Handel betrieb, und das letzte Haus eines engen Gäßchens bewohnte, das auf den kleinen Platz hinter dem Palazzo des Grafen mündete. Auf diesem Plage wohnte Nusiddas Vater, der ursprünglich Bauer war, später aber eine Zeitlang als Picconer (Sauer) in den Minen des Grafen gearbeitet hatte. Von dem Plage führte eine schmale Steintreppe zum Corso hinab, und auf der untersten Stufe pflegte Nusidda zu sitzen und abwechselnd mit der Mutter Eier und ein wenig Gemüse zu verkaufen. So Forte hatte sie gleich am ersten Tage bemerkt. Ihre perlentweißen Zähne leuchteten in dem havannabraunen Gesicht, und die Augen mit ihrer himmelblauen Iris auf dem schneeweißen Grunde wirkten wie die eingeleigten Edelstein-
augen in einer Statue aus dem alten Hellas. Es war ein Farbenzauber in diesem Antlitz, als hätte ein alter Intarsienmeister daran gearbeitet und mit zärtlicher Sorgfalt alle Töne gegeneinandergestimmt. Ein armseliges grünes Zwillickkleid tat alles, um die jungen Formen der Sechszehnjährigen zu verbergen. Er hatte Angelo bei ihr stehen und mit ihr sprechen sehen; aber sie blickte niemals auf. Er selbst ging täglich mehrmals an ihr vorbei, ohne daß sie je die Augen erhob. Aber Sonntag nachmittags war er die Treppe hinaufgegangen; da saß sie da in einem schwarzen Rock und einem geblühten Leibchen aus Musselin, das reiche kastanienbraune Haar sorgfältig mit Wasser gekämmt — und da sah sie ihm zum ersten Male kindlich freimütig ins Gesicht. Dieser Blick hatte ihm Tränen in die Augen getrieben; er erzählte von der halbunbewußten Scham der Armut.

Am nächsten Nachmittag, als er von den Minen heimgekehrt war, hörte er den Türhammer klopfen. Draußen stand Nusidda in ihrem grünen Kleidchen, ohne ein Wort hervorzubringen.

„Favorisca! (Bitte einzutreten!)“ sagte der Ingenieur; allein sie rührte sich nicht.

„Trasissinni!“ (Komm herein!)

Diese Einladung, in ihrem sizilianischen Dialekt ausgesprochen, nahm ihr den Willen, und ihrer Absicht und aller Schicklichkeit entgegen folgte sie ihm in sein Zimmer.

Verwirrt stammelte sie ihren Auftrag. Sie pflegten zum San Calogerosfeste die Lampe für die Madonna der Piazzetta anzuzünden und den ganzen kleinen Platz zu illuminieren. Ob er sein Scherflein zum Oele spenden wolle?

Er gab ihr zwei Lire. Sie machte große Augen ob dieser reichen Gabe. Und sie schielte zu seinem Klavier hinüber, dem sie, auf seiner Türschwelle sitzend, lauschte, wenn er des Abends spielte.

Dann dankte sie viele Male und ging.

Während er die Tür aufschloß, fragte er:

„Bist Du das, die draußen auf dem Plage sitzt und abends Psalmen singt?“

Sie errötete.

„Du singst wie ein Vöglein.“

Nun wußte sie, daß sie ihm nie mehr ins Gesicht blicken konnte.

Diese kleine Szene trat dem Ingenieur lebhaft vor Augen, während sie da oben stand und sang, leicht, zitternd vor Spannung und die Augen starr auf den Lichterglanz des Kirchenraums gerichtet. Er vergaß die Hitze und die schlechte Luft des Raumes. In dieser fremden Stadt, unter den vielen gleichgültigen Menschen, an die er sich nur schwer angeschlossen, war doch eine Stimme, die ihm warm entgegenkam mit einem Klange heimlichen Erkennens.

Von Gerlando stand schon wieder vor dem Altar, und es entstand ein lebhaftes Schwaben, als der Gesang aufhörte. Die Gräfin hatte eine Nummer gezogen und ihr Gebet berichtet; sie schnappte hinter ihrem Fächer nach Luft. Endlich hielt sie es nicht mehr aus; sie wollte gehen.

Ein Stück weiter unten auf dem Corso fesselte eine resolute aussehende elegante Frauensperson mit einem großen

schwarzen Federhut ihre Aufmerksamkeit. Sie lehnte bequem in einer Kutsche und lachte gemächlich lächelnd die unbefangenen Grüße der Herren ein.

Die Gräfin wandte sich um,

„Man sollte sie prügeln!“

„Warum gerade diese?“

„Sie ist von der Sorte, die schuld daran ist, daß die Männer nicht heiraten.“

Der Ingenieur, der noch nicht wußte, daß es eine Spezialität der Gräfin war, Heiraten zu stiften, verstand diesen Bohn nicht ganz.

„Sie kennen sie vielleicht nicht — noch nicht? Es war La M i l a n e s a, die eine von den Putzfrauen unserer Junggesellen. Wir haben nämlich deren zwei. Diese hier ist aristokratisch, reinlich, aber alt und empfindlich. Die andere ist Carmela. Sie ist kaum so reinlich, aber zehn Jahre jünger, robust und demokratisch — zu halbem Preise.“

Und fast im selben Atemzuge fügte sie hinzu — im Widerspruch zu ihrem eigenen moralischen Ausgangspunkt:

„Ach ja, Sie können es ja, Sie sind jung!“

„Ich würde doch wohl mit der Frau Gräfin tauschen,“ erwiderte er galant.

„Ach was, Unsinn! Man stirbt erotisch ab — man wird alt, Ingenieur.“

„Sie haben Ihre Kinder, Gräfin.“

„Auch die Kinder werden alt — und vergessen mich. Es ist nichts mehr zu hoffen. Solange man liebt, ist man gut. An dem Tage, wo man erotisch stirbt, wird man lebensüberdrüssig. Es bleibt einem nichts — man wird böse.“

„Sie haben doch Ihre Unternehmungen, Ihren Einfluß, Ihre Macht!“

„Meine Macht — ja wohl!“

Sie machte eine kurze Pause und fuhr fort:

„Es ist dennoch nichts wert. All das, was Sie nicht nannten, ist unwiderrücklich verloren. Glauben Sie vielleicht, ich sei so dumm oder so genügsam, mich mit den gewöhnlichen Banalitäten des Kapitäns zufriedenzugeben? Nein, ist man in meinem Alter nicht ausgebrannt, so gibt es andere künstliche Stimulanz, an denen man zehren kann. Ich muß gepfefferte Gerichte haben, um mir einen Augenblick die Empfindung zu verschaffen, daß ich lebe. Wissen Sie, worin meine ganze Erotik besteht? — Zu meinen guten Priestern zu gehen und ihnen Geschichten zu erzählen, daß die Alten vor Lieberlichkeit strahlen und die Jungen in die Erde versinken möchten. — Ist das nicht widerlich?“

„Ja!“

„Haha! — wir sind offenherzig, wir beiden! — Aber das mag ich gern!“

Sie waren daheim. Durch die offene Balkontür im ersten Stockwerk klangen frohe Stimmen und die Töne einer Flöte.

Die zahlreiche Gesellschaft war in dem großen Salon neben dem Kabinett versammelt, einem Saale, der ein vornehmes Gepräge trug und in reinem Louis-Seize-Stil gehalten war. Stühle und Sofas standen längs der Wände. Tische gab es nicht, dagegen einen sehr schönen alten Flügel und eine moderne Erardharfe. Sonst war der Raum leer.

Als die beiden Kirchengänger eintraten, saß der Graf wohlgenut beim Flügel mitten in einer Schar plaudernder und lachender junger Damen. Man hatte auf die Gräfin gewartet, um das Konzert zu beginnen. Es war nämlich ein Ereignis, daß der Graf nach vielen Jahren sein Flötenspiel wieder aufgenommen und mit großem Fleiß ein Trio mit zwei jungen Mädchen eingeübt hatte.

Sobald die Gräfin in ihrem Kabinett Platz genommen hatte, — mitten auf dem Sofa, das ganz zu dem Tische hingeschoben war — begann man.

Der Graf spielte mit ebensoviel Empfindung wie Anstrengung. Aber die Flöte hatte vermutlich zu lange auf dem Dachboden gelegen. Es kam mehr Wind durch die Fugen als durch die Löcher. Sie zischte und pfliff, und heiser war sie auch. Auch der Flügel entsprach in seinem Inneren nicht der prunkenden äußeren Ausstattung. Die geschickte Mandolinenspielerin konnte es daher nicht hindern, daß der Wohlklang des Trios einigermaßen hinter dem offenbar hohen und ernstlichen Streben der Spielenden zurückließ.

Der Beifall war indessen so herzlich, wie er es nur sein konnte. Auch Kapitän Vigo, der die Gräfin unterhalten hatte, kam herein, um dem Grafen Komplimente zu sagen. Als er jedoch Lo Forte sah, machte er den jungen Damen Platz und zog ihn in einen Winkel, um mit ihm zu tuscheln.

„Und man denke nun, daß ein solcher Mann Abgeordneter ist und eine ganze Menge Menschen sich geeinigt haben, ihn zu wählen!“

„Er ist wohl gerade so, wie die Regierung ihn brauchen kann.“

„Ja, da hast Du es getroffen. Aber zu guter Letzt ist doch er es — oder richtiger seine Frau —, die die Regierung braucht. Und wir bezahlen!“

„Uebrigens naschest Du ja auch mit,“ bemerkte der Ingenieur ein wenig boshaft.

„Und Du!“

„Wer weiß? Vorläufig beobachte ich.“

„Bei der Madonna, sie glaubt, ich sei verliebt in sie!“

„Aber Du machst ihr auch die Kur.“

„Du lieber Gott, etwas muß man doch in so einem Krähwinkel anfangen. Aber weißt Du, woran sie mich erinnert: an eine alte Negerin! Roh, geil und mit Schmutz überladen! Es fehlt ihr nichts als ein Ring in der Nase!“

„Ich finde sie in einzelnen Augenblicken unsäglich schön. Es muß auch mehr in ihr sein, als Du findest. Sonst könnte sie nicht Ettore's Mutter sein,“ sagte der Ingenieur und stand auf, ein wenig angewidert von der Art, in welcher der Kapitän von dem Hause sprach, dessen Gastfreundschaft er genoss.

In diesem Augenblick kam der junge Professor Belcaro, Lehrer im Italienischen am Lyceum, hinzu und bat in seinem singenden Venetianisch, dem Ingenieur vorgestellt zu werden.

Der junge Doktor Renda stand beim Klavier und sang ein Stück aus *Sommambula*: *Cari luoghi io vi ravviso!*

„Wer ist das junge Mädchen, das begleitet?“ fragte Lo Forte.

„Das ist ja Bionda, die Nichte des Grafen, die hier im Hause wohnt,“ erwiderte der Kapitän.

„Merkwürdig, daß Ettore ihrer nie erwähnt hat. Sie war vergangenen Abend nicht hier.“

„Sie zieht sich sehr zurück oder leistet Crocissiffa Gesellschaft. Aber vielleicht weicht Du auch von dieser nichts?“

„Ja, von ihr hat Ettore oft gesprochen. Er liebt seine kleine Halbschwester über alle Maßen.“

„Die Gräfin aber haßt sie. Sie darf sich niemals zeigen. Man erzählt, als ihre Mutter sie geboren und gesehen hatte, daß sie budlig sei, wollte sie sie erwürgen. Sie betrachtet sie beständig als ein böses Omen. Es heißt ja auch, daß ein budliges Weib ebenso großes Unglück, wie ein budliger Mann Glück bringt.“

„Dieser Doktor singt wie ein Hund!“ meinte Professor Belcaro.

„Und ich glaube, er fängt an, an Bionda Gefallen zu finden. In diesem Fall wird er bald abgeschafft sein. Er fällt außerhalb der gräflichen Pläne,“ sagte Kapitän Vigo geheimnisvoll.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Erzählliteratur.

Der Liebe Gott. Eine Kindheitsgeschichte von Hans von Kahlenberg. (Wita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.)

Ich habe von Hans v. Kahlenberg (Helene v. Nombart) immer den Eindruck gehabt, daß sie die freie Denkungsart ein bißchen als Sport betreibt. Die heiße Leidenschaft, mit der der Staatsanwalt von Neu-Ruppin seine verlangenden Arme nach dem armen, wirklich sehr armen „Kirchen“ ausstreckte, teile ich zwar keinesfalls. In dessen ich vermisse bei der regsamen Autorin jenes Ethos, das jenseits von aller Sensation steht. Bei vorliegender Leidensgeschichte von der kleinen Martina, die in ihrem feudalen Erziehungsinstitut von sehr frommen, sehr leuchtenden und sehr beschränkten Stiftdamen in inneren Zweifel und Zweifelpalt geworfen wird, schmeckt der anspruchsvolle Titel wiederum ein wenig nach Sensation. Andererseits war es wohl an der Zeit, da es bereits eine erklödeliche Anzahl Geschichten von Schülerinöten gibt, auch einmal die feierlichen Rote der kleinen Schülerinöten im Roman an die Reihe kommen zu lassen. Im Furor der Tendenz kam es Hans v. Kahlenberg weniger darauf an, dichterisch zu gestalten, als möglichst schreckbares Material zusammenzutragen und im Stil ihrer Absicht zu verarbeiten. Sie trifft den Kern der Sache, wenn sie mit löb-

lichem Mut dem Verheimlichungssystem zu Leibe geht, mit dem man dem Kinde in Schule und Haus Lügen aufträgt und es zu Lügen treibt. Recht lebendig ist die Schilderung all der unzähligen Verflechtungen, mit denen Aebtissin und Lehrerinnen die suchende Seele der kleinen Martina auf religiösem, geschichtlichem und sexuellem Gebiet irreführen. Die Seele des Kindes selbst aber hat H. v. Kahlenberg mehr nach Art der zusammengesetzten Natur einer Erwachsenen gestaltet. Hier scheint mir manches unnatürlich, überhitzt, aufgetrieben. Ein dreizehnjähriges Mädchen kämpft wohl kaum schon solche religiösen Kämpfe wie Martina. Sie fühlt das alles erst nur undeutlich. Auch drückt sich ein Kind zu einer Lehrerin, für die sie unkontrollierbare erotische Regungen empfindet, kaum so aus: „Ihre Augen sind wie Lichtseen mit goldenen Tiefen, in denen man ertrinkt“. Bei vielen Vorzügen hat das Buch den fühlbaren Mangel der inneren Wahrsamkeit und Tiefe.

Dumala, Roman von E. v. Kehlerling. (E. Fischer, Verlag, Berlin.)

Kommt man von der Kahlenberg zu Kehlerling, so muß man erst seine Sinne wieder auf diese vornehme, stille Feingeistigkeit einstellen. Der Vergleich drängt sich auf: Dort ziemlich großbäufige Maschinenarbeit, hier alles köstliches Handgewebe. Mag sein, daß nicht jedermanns Auge sogleich die feine Faser erkennt. So soll er eine Lupe nehmen, damit ihn das Filigran der Kehlerlingschen Poesie entzückt! Hier spricht ein Mensch von gezüchteter Kultur, hier gibt einer aus dem Edelkreise seines ästhetischen Fühlens. Nicht jene unnatürliche Aesthetik unserer Modernen mit den bizarren Auswüchsen, sondern eben gewachsene Aesthetik, die zugleich Natürlichkeit, Güte und Geist und Adel ist. Und dabei ist Dumala nicht einmal des Autors stärkstes und bestes Buch. Ab und zu geht ein Hauch der Schwäche darüber hin. Die Konflikte sind alltäglich. Die ungetreue Frau, die ihrem gelähmten Mann mit einem brutalen Draufgänger davonläuft. Daneben ein sinnenheißer Pastor, der an der Seite eines getreuen, aber nüchternen Hausengels sein Herz zu dieser schönen ungetreuen Schloßherrin ebenfalls entbrennen fühlt. Alles Dagewesenseiten. Aber wie von silbernen Sommerfäden überponnen erglänzt diese einfache Geschichte in der Delikatesse des Kehlerlingschen Stils. Der Autor, beinahe oder ganz erblindet, besitzt das innere Schauen in höchstem Maße. Er setzt Gleichnisse hin von einer erstaunlichen Bildkraft (die Baronin war in eine blanke Miasstrobe wie in einen Spiegel gekleidet; der Rißor schmeckt wie destillierte heiße Junitage), und eine Situation, eine Stimmung weicht er so in ihre eigenste Atmosphäre zu tauchen, daß man sie greifen kann. Dieser Dumala wurde wohl aber nur der Person des gelähmten Grafen wegen geschrieben. Eigentlich eine Nebenperson im Gang der Geschichte. Aber wie wächst diese Figur zu Tragik und Größe heraus! Kein Zweifel, hier floß persönliches von des Autors Wesen über, der, selbst ein kranker Mann, sich jene reise Menschlichkeit und weltweite wehmütige Ironie errungen haben mag, die den Grafen schmückt. Und darum gelang ihm auch diese Gestalt so vollkommen, um deretwillen man das ganze Buch liebt.

Der Weg ins Freie. Roman von Arthur Schnitzler. (E. Fischer, Verlag, Berlin.)

Von Kehlerling führen heimliche Fäden zu Schnitzler hinüber. Der litauische Graf ist verwachsen mit alter Kultur, der österreichische Dichterarzt infiziert mit Kultiviertheit. Das gibt bei ihm ähnliche leise und schwermütige Klänge und eine feine Politur der Sprache. Leise Behmut lagert auch über Schnitzlers Dichtungen, ein feines Räckeln schwebt hindurch. Man merkt wohl, die müde Grazie, die bleiche Flüssigkeit ist scharmant beherrschter Stil der Deladenz, Künstlichkeit, wo Kehlerling aus seinem Blute gibt. Aber die capuanische Kultiviertheit Schnitzlers mit dem vornehmen Schlimm macht ihn zu einem lebenswürdigen Autor, auch wo er so schwächlich wird wie in diesem neuen Roman. Im Brennpunkt natürlich wieder ein Lebejüngling Georg von Bergenthin, der distinguierte Genießer, dem das Plebejertum auf die musikalischen Werben geht. Neben diesem aristokratischen Komponisten natürlich auch das süße Mädchen. Und die obligate Schnitzlersche Liebelei beginnt. Das Mädchen wird Mutter, aber mit dem toten Kinde stirbt auch die Liebe des stark mit Egoismus behafteten Georg von Bergenthin. Daß dieser das traurige Spiel mit Gefühlen abbricht, zu deutsch, daß er das hingebende süße Mädchen sitzen läßt, weil er eine Künstlerseele besitzt, die keine Fesseln tragen kann — das ist der Weg ins Freie. Schnitzler weiß das alles natürlich mit stiller Anmut und reizvoller Dialektik vorzutragen. Aber wir stehen diesem frommen Betrug doch kühl gegenüber. Dieser Lebejüngling, der sich mit so hohen Worten seine Junggesellenfreiheit reitet, ist zwar ein Lebenskünstler, im übrigen aber sind seine kleinen Empfindungen und sein sogenannter Lebenskampf von einer verteuftesten Banalität. Die Geschichte lebt von ihrer bibrierenden Erotik und der Schnitzlerschen zärtlichen Musik, in der sie vorgetragen wird. Am Ende aber sieht man ernüchert das echte Gesicht Schnitzlers: das Spielerische seiner Muse. Liebelei, Sterbelei, Empfindelei, Kämpfelei! Seine Menschen spielen mit allem, selbst mit ihrem Intellekt. Es sind vorwiegend Juden, die um den „Helden“ des neuen Romans gruppiert sind. Wie sie um die Judenfrage herumsprechen, und wie an der Tragik des Judentums die Seelen dieser jüdischen Jünglinge in gehobener Lebenslage mit affektierter Wohlredenheit leiden — das alles zeigt Schnitzler in

einer Stärke der leichten Causerie, aber auch in seiner Schwäche, die an den Dingen eben nur herumzuspähen weiß.

Zwölf aus der Steiermark. Roman von Rudolf Hans Bartsch. (Verlag L. Staadmann, Leipzig.)

Wieviel frischer und gesünder dieser andere Oesterreicher! Wenn man Gast und Wanderer für dreißig, fünfzig, siebzig sonnige oder trübe Jahre ist . . . was lohnt es, die Gaststätte wegen kleiner Ungleichheiten mit einem Kampf zu erschüttern, als ob dies ewige Dinge wären? Diese versöhnliche, lebensfreundige Melodie geht durch das frische, gesunde, vollstümlich-treuerherzige Buch von Rudolf Hans Bartsch. Der Bollerhah, dem in des Autors österreichischer Heimat jener wunderbare Gispilz: Alldeutschum erkeimte, ließ ihn das unermessliche Reich derer exträumen, „die keine Nation haben und doch eine stille Nation sind über den ganzen Erdboden hin“. Und er schickt seine zwölf Steiermärker aus, dieses Reich zu finden. Das Lebensglück zu suchen. Verschieden sind ihre Wege und Freude und Trauer liegt dicht beisammen. Aber wie wunderbar, als ob die Romantik Eichendorffs auflebte oder der alte aufrechte Keller seinen Humor spielen ließe, weiß der Verfasser die Lebensfahrt seiner zwölf Glücksjäger zu erzählen. Das klingt und singt, wehmütig und heiter, und wir werden über blühende, lied- und rebenumsponnene Landschaften geführt. Ab und zu geht's ein Stück über leere Strecken, aber bald hat der Verfasser seine Straße wieder gefunden, die licht und sonnig ist, und auf der so lebensdürstige Gesellen wandern, wie der O'Brien, der Bohnstod, der Bigram und der Kantilenes. Und im Hintergrunde Graz, die grüne, die baumumrauschte, die vor allen großen Städten Naturbeseelte, die ihnen Göttin, Geliebte, Kind blieb. Sie ist auch die Heldin dieser Geschichte ohne Helben, und des Verfassers starke Heimatsliebe grüßt diese Stadt aus der Tiefe seines Herzens und aus der Tiefe seines Dichtergemüts.

Georg Engel, Der Reiter auf dem Regenbogen. (Wita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Ch.)

Der Zug nach dem Volkstümlichen hat auch Georg Engel ergriffen. Wo aber Bartsch fest auf der wunderlichen Erde steht, schwebt Engels in blauer Romantik und erfindet einen Helben, der in der Hauptsache eben Romanwesen ist. Der Reiter auf dem Regenbogen, das sollte der lachende Phantast sein, der auf der goldenen Brücke seiner Träume ins Reich der schönen Wunder hinüberfährt. Der immer mit dem Kopf in den Wolken steckt, dieweil das Leben an ihm vorübergleitet. Der unpraktische Schwärmer, der Himmelsflieger, der Idealist. Doch dieser Engellsche Peter Gust hat vielmehr Ähnlichkeit mit einem deutschen Idealisten, der von Tugend trieft und in dessen Adern Buttermilch fließt. Sein Glück und seine Seligkeiten basieren alle auf einer recht wenig schwinghaften Seele. Ein Stück Philister guckt diesem Regenbogenreiter aus dem Rodzypfel. Das Buch leidet überhaupt an einer gewissen Bueherung von wahrhaft guten Menschen. Engels optimistischer frohgemuter Neuroticismus geht mit ihm durch: die ganze Welt rosig. Ich hatte beim Lesen einen Geschmack von Schlagahne auf der Zunge. Im Detail zeigt sich Engels tüchtige Erzählungskunst, sein Humor, sein anschauliches Schilderungsvermögen. Der Reiter auf dem Regenbogen vermittelt eine Reihenfolge von guten Eindrücken (auch störende, wie der unvermittelte Tod Peter Gusts, der der Geschichte einen Abschluß geben muß), aber der große, nachhaltige Eindruck bleibt aus.

Kaspar Hauser oder die Trägheit des Herzens, Roman von Jakob Wassermann. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Wenn sich heute einer, noch dazu ein Dichter der Deladenz, an den abgegriffenen Kaspar Hauser-Stoff heranmacht, muß er einen besonderen Zweck damit verbinden. Am ehesten könnte man auf die Vermutung kommen, daß ein Entlarvungsversuch unternommen werden sollte. Denn der aufgeklärte Tatsachenmensch von heute ist geneigt, in dem geheimnisvollen Findling, dessen Haupt der von Philistern angestaunte Nimbus einer Königskrone umstrahlte, einen raffinierten Betrüger zu sehen. Doch Wassermann ist weit entfernt davon, seinen Kaspar Hauser diesen romantischen Nimbus zu rauben. Im Gegenteil, er setzt ihm noch eine zweite Krone auf: die Dornenkrone der Menschlichkeit. Das heißt Kaspar Hauser wird ihm zum Symbol. Er bedeutet für ihn das Rätsel des Menschseins überhaupt. Er ist der ahnungslose, der sich selbst fremde Mensch, der der unverständenen Welt gegenübergestellt wird. Der in ihre Wirrnisse hineingetrieben wird, inbrünstig seine Herkunft zu erforschen sucht und als ungelöstes Fragezeichen stirbt. An der Hand verbürgter Chroniken erzählt Jakob Wassermann noch einmal den seltsamen Kaspar Hauser-Fall und durchschießt ihn mit solchen psychologischen Reflexionen. Im Titel wird schon angedeutet, worin er die Tragik des Lebens sieht. In der Trägheit des Herzens! Eine sehr schöne, sehr tiefinnige Formulierung. Alle die trägen Herzen um den Menschen herum, wohl auch sein eigenes träges Herz legen sich wie Raubkreiß auf die Keime des Lebens, die zu Glück, zu Liebe, zu Gerechtigkeit und Vernunft erblühen wollen. So stirbt alles und er selbst an dieser Leihgarnie des Herzens, das immer da träge war, wo es wärmer schlagen sollte. Wassermann hat es immerhin verstanden, alte Schläuche mit neuem Wein zu füllen. Sein Kaspar Hauser-Buch ist mehr als wiedergeläute Historie.

Die Brüder Mörk von Gustaf af Geijerstam (S. Fischer's Verlag, Berlin).

Geijerstam fängt an, ein Vielschreiber zu werden. Diesem neuen Buche merkt man an, daß er nicht etwas sagen mußte, sondern eben ein neues Buch schreiben wollte. Echte Kunst ist Inspiration. Hier offenbart sich die Konstruktion. Die Reibungen zweier Seelen und die daraus entstehenden Konflikte, immer wieder werden sie zum Brennpunkt von Geijerstams Dichtungen. Ramentlich der heimlichen Tragik der Ehe hat er mit seiner Psychologie nachgespürt. Jetzt schildert er die zerstörende Macht des Nichtvernehmens am Verhältnis zweier Brüder zu einander. Der Ärmere beneidet den reicheren und dieser lernt den Bruder um dieser hämischen Mißgunst willen hassen. Dieser Haß, im Grunde getäuschte Liebe, wird zur Tragödie seines Lebens. Das fressende Gefühl nimmt Besitz von ihm und vergiftet das Glück seines Weibes und seiner Kinder. Erst als der Bruder gestorben, löst sich die Starrheit. Sein Weib ist an der Härte des Gefühls, das jede andere Regung ausschloß, zu Grunde gegangen, sein Sohn soll von nun an seine Liebe wieder fühlen. Die Geschichte ist diesmal nicht nur technisch schwach, nicht nur zusammengetragen und zusammengeleimt, es fehlt ihr auch der innere Nerv der Wahrhaftigkeit. Es weht Romanluft darin, die Seelenmöte sowohl des Hassenden, als der Frau als Märtyrerin sind am Schreibtisch erfunden. So bewegen sie auch nicht, wie alle gemachten Gefühle nicht bewegen. Geijerstam hat natürlich auch diesmal die Vorgänge in jene Wärme gehüllt, an der auch der Leser warm wird. Der Durchschnittsleser wird vielleicht gar nicht empfinden, daß es eine künstliche Temperatur ist, die diesmal den tauben Samen zum Blühen bringen soll. Eine gewisse Geschwägigkeit verrät, daß der Autor sich selbst ein wenig am fühlte und dies mit einem Aufwand von epischem Füllwerk zu verdecken suchte. Nur da, wo seine Menschen träumen in liebevoller Erinnerung und leise vergangene Tage von Glück oder Schmerz vorüberziehen, ist er auch in diesem nur ein Viertel echten Buche der alte. Ein feiner, stiller Dichter.

Möchte Geijerstam für eine Weile ganz still werden, um diese Feinheit zu behalten. J. V.

(Nachdruck verboten.)

An der albanischen Küste.

Von Roda Roda.

Santi Quaranta.

Es wird eine böse Nacht werden. Der Cicrococosturm peißt um die Wanden und peißt einen Regen über Ded, der alles, alles rundum verschleiert. Vom Hafen ist kaum die rote Signallampe sichtbar, die der Lloydagent zu solcher Zeit ins Fenster stellt. Und doch heißt es ankern, die asiatische Post für Oesterreich liegt hier. Der erste Leutnant — unser Postoffizier — muß mit einer Barke an Land und die Sade holen. Er flucht nicht wenig und wünscht der Post die asiatische Pest. — Wie weit es zum Hafen ist? Weiß Gott. Die Finsternis gestattet keine Orientierung. Ehe in diesem gefährlichen Hafen nicht ein Schiff zugrunde gegangen ist, wird die türkische Regierung kaum gezwungen werden, ihn zu erleuchten.

Schade, daß wir nicht bei Tage vorbeikommen. Santi Quaranta ist sehenswert. Zu Beginn des griechisch-türkischen Krieges hat die griechische Flotte den wehrlosen Ort sechs Stunden lang bombardiert und von den sechs Häusern, die er hat, richtig zwei in Trümmer gelegt. So liegen sie noch heute, nach zehn Jahren.

Balona.

Wir nehmen eine Anzahl von Oelfässern an Bord. Große Segelbarlen bringen sie aus dem Hafen herbei, indem sie sie zu Hunderten an Tauern hinter sich herschleppen. Wenn jetzt ein Windstoß käme, wäre die ganze Ladung beim Teufel. Stundenlang lärmt der Kran und verstaubt Del, nichts als Del; dann eine kleine Partie Rohhäute — und nun ein seltsames Frachtgut: dreißig Büffel. Sie sind, ganz wie die Fässer, in langen Ketten an Tauen gebunden und schwimmen, von den Segelbarlen geschleppt, vom Molo bis an unsere Bordwand. Hier erfährt der Gaten des Dampftranes jeden einzelnen Büffel an den Hörnern und hebt ihn aus dem Wasser empor, hoch empor, um ihn dann, nicht immer sanft, aufs Ded niederzulassen. Die Matrosen haben ihren Spaß an den zappelnden Büffeln. Einem großen, starken Stier mißfiel es schon, an der Bordwand hinaufgeschleift zu werden. Als er gar auf Ded niederfiel, sprang er sink auf und lief nach achtern. „Gel hel Siel“, schrien ihm die Matrosen nach, „haben Sie denn ein Billett für die erste Klasse?“ Eine Büffelluh fiel über Bord auf ein Trabakel. Die Bemannung war über den Besuch nicht wenig erschrocken.

Draisch.

Historischer Boden. Balona war der Eingang zum Tartaros, Draisch — Durazzo — das alte Dyrachium, scheint der Tartaros selbst zu sein. Als Cicero hier lebte, war der Ort hoffentlich weniger schmutzig als jetzt. Ein tiefer Brunnen, von einem Marmorbecken eingefaßt und vier Säulen flankiert, scheint der einzige wohlerhaltene Rest der römisch-byzantinischen Pracht zu sein. Sonst steht man alleinhaltend antike Steine in türkische Mauern verbaut. Aus diesem Brunnen trank vielleicht Amalajuntha, Theodorichs des Großen Tochter, die hier residierte. Ueber den Rand

Des Bedens lassen die Arnauten ihre Eimer an Striden hinunter. Die Stride haben in den Marmor im Laufe der Jahrhunderte spannenweite Rillen eingeschnitten.

In der Basarstraße bietet man mir eine alte Pistole zum Kauf an — für eine türkische Lira (10 Mark). Als ich mich stumm abwende, läuft mir der glückliche Besitzer der Pistole nach. „Effendüml Effendüml Ich geb' sie für eine halbe Medschibiel“ (1 Mark 60 Pf.). Aber sie ist auch das nicht Wert, überhaupt nichts wert.

Auf einem Hügel im Osten der Stadt baut man eine neue Kaserne für die kleine Garnison — schon seit vielen Jahren. In der Karaula nebenan hält eine kleine Abteilung von Nizams Wache. Diese abgerissenen, abgehärmten Gesellen, an deren Ausrüstung nichts blank ist als die Gewehre, haben vor drei Jahrzehnten dem großen Rußland Halt geboten und erst vor kurzem wieder das Sieb belagert des „Tranken Mannes“ mit griechischem Lorbeer geschmückt. Der Posten hockt schlaftrunken vor der Karaula und blinzelt weit über die Minarets und Mauerzinnen von Dratsch aufs Meer hinaus und auf die schneebedeckten Stuppen der Tomorberge.

San Giovanni di Medua.

Platsch fällt der gewaltige Anker in die See. Das Wasser ist hellgrün, vom letzten Sturm aufgewühlt und trüb wie Milch. Die gelbe Quarantäneflagge ist gehißt, zum Zeichen, daß die Hafenbehörde noch nicht die libera pratica erteilt hat, und schon erklettern von allen Seiten geschwähige Händler das Deck, auf dem sich binnen einigen Minuten ein schraubboller Handel mit Brot, Kürbissen, Orangen, Tabak und hundert anderen Dingen entwickelt. Wer eine Handvoll Tabak kauft und mit österreicherischem Geld zahlt, bekommt auf ein Zwanzigkronenstück einen halben Napoleon, zwei Medschibien und drei schmutzige griechische Papierdrachmen — oder ähnlich — zurück, denn hier kursieren alle Münzen. Streit gibt es immer und betrogen wird man auch immer — wenn nicht anders, dann wenigstens mit falschem griechischem Geld. Wer zehn Drachmen hat und nur fünf zahlen soll, zerreißt die Note der „Joniki Trapeza“ (Jonischen Bank) einfach in zwei Stücke.

Ein Arnaut, dessen vollstümliches Kostüm durch eine europäische Damenjade ergänzt wird, bringt Steinhühner und Eier an Bord. Auf die legt der Schiffskoch sogleich seine schwere Hand. Denn Geflügel und Eier hat er die ganze Küste entlang nicht auf-treiben können. In Italien herrscht nämlich die Hühnercholera — und was die italienischen Händler hier nicht aufaufen, schleppen die Engländer nach Malta weg.

Miß Blanche verlangt an Land zu gehen. Sie ist Malerin, außer mir die einzige Person, die verrückt genug ist, Luftfahrten auf albanischen Frachtdampfern zu machen, daher auch außer mir der einzige Passagier der ersten Klasse. Ich hege den Verdacht, daß sie einen letzten Versuch machen will, wie einst Miß Stone von interessanten Balkanrändern entführt zu werden. So gut es in meinen schwachen Kräften steht, will ich abenteuerlustig sein und steige mit in die Barke, die mit den Schiffspapieren und der Post dem Hafen zusteuert.

Schon nach einer Viertelstunde hat sich Miß Blanche überzeugt, daß in Medua nichts zu holen ist als der Anblick von vier oder fünf elenden Häusern und — das Fieber. Wir gehen an Bord zurück.

Je mehr wir uns den Grenzen Montenegros nähern, desto lebhafter werden unsere Berngorzen. Sie jubeln und jauchzen, daß es eine Art hat. Bald schlingen ihrer ein halbes Dutzend einander die Arme um die Schultern und tanzen zu melancholischen Melodien und epischen Lirien ein lustiges Kolo — dann stellen sie sich einander einzeln gegenüber und springen schreiend taktmäßig Hin und her. Das nennen sie „skakati“ — „springen“. Mit sichtbarem Hohn unter den ernststen Frauen sehen ihnen die Türken zu, denen solches Tun lächerlich erscheint. Im Zwischendeck hocken Albanesen aller möglichen Stämme — Gegen, Kosten und Miziditen — gruppenweise durcheinander. Vier Dalmatiner haben sich um eine Kerze versammelt und spielen Karten — dort läßt ein Zigeuner seine Geige kreischen und bettelt dann herum. Eine babylonische Verwirrung der Sprachen. Italienisch, Serbisch, Arnautisch, Türkisch, Griechisch — alle Zungen und Dialekte des Balkans haben ihre Vertreter entsendet. Sogar vermummte Türken sind da — mit blaugrünen Sonnenschirmen, die sie im Zwischendeck aufgespannt halten, um sich vor den neugierigen Blicken der Gauen zu schützen. Und was die Leute alles an Gepäck mit-schleppen! Petroleumlampen, Bettzeug, Trutzhühner, Baumfägen, Maultierfädel, Fischneze, Kaffee, Sohlenleder, Kinderwagen und Bendeluhren. Wenn es wieder regnen sollte, müssen all die Hunderte mit ihrem unermesslichen Gepäck ins Zwischendeck flüchten.

Im letzten Augenblick vor dem Ankerlichter legt noch eine Barke an. Der österreichische Konsul von Durozza kommt mit seinen Kawaffen und einem Zapfich (Gendarm) an Bord. Der Konsul, der Kapitän und der wachhabende Offizier stecken die Köpfe zusammen, wispern geheimnisvoll und bliden rundum. Der Konsul sucht nämlich einen Korfioien, der seine schöne Heimatinsel um eines schönen Diebstahls willen fliehen muß. Er soll just mit unserm Schiff durchgebrannt und darum an Bord zu finden sein. Lange, lange dauert die Durchsicht all der vielen Pässe. Eh ein Bizarre begreift, was man von ihm will, oder ein Walache seine

Dokumente aus sieben Säden hervorwickelt, werden Verböse rasend und Besunde nervenkrank. — Endlich ist das Zwischendeck abgesehen, Den korfioischen Gauner hat man nicht gefunden.

Wieder stecken Konsul, Kapitän und Offiziere die Köpfe zusammen. Der Konsul plant irgend was, wovon ihn die anderen abzuhalten suchen. Er hat für alle Einwände nur ein bedauerndes Achselzucken und — schreiet plötzlich mit verlegenen Lächeln — auf mich zu. Er prüft den Paß und ist recht enttäuscht. Ich bin nämlich auch nicht der gesuchte Gauner.

Kleines feuilleton.

Hygienisches.

Die Gesundheitskarte. Während früher ausschließlich das Musterungs-geschäft Gelegenheit bot, über den körperlichen Zustand eines großen Bruchteiles der Bevölkerung statistische Angaben zu sammeln, haben neuerdings eine Reihe sozial-hygienischer Einrichtungen es ermöglicht, unsere Kenntnisse über die Gesundheitsverhältnisse breiter Volksschichten zu vervollständigen. So sind zunächst die Krankenkassen zu nennen, bei welchen fortlaufend auf besonderen Karten für jedes einzelne Mitglied Aufzeichnungen über die Erkrankungen, Spitalaufenthalt usw. gemacht werden, die sich oft auf Jahrzehnte erstrecken; da ist ferner die moderne Schulhygiene, die dem Schularzte Gelegenheit gibt, für die ganze Schulzeit Karten für jeden Schüler anzulegen, auf denen Größe, Gesundheitszustand usw. verzeichnet werden. Endlich sind hier auch die Säuglingsfürsorgeeinrichtungen zu erwähnen; in den Fürsorge-stellen wird bekanntlich der Säugling regelmäßig gewogen und fort-laufend kontrolliert; ja, das Zuspätkommen wird mancherorts, z. B. in Bayern, zur Erwerbung mancher Verhältnisse benutzt, so, ob der Säug-ling gestillt wurde oder nicht. So entsteht für den einzelnen Staats-bürger fortlaufend ein sehr wichtiges Material zur Beurteilung seiner körperlichen Verhältnisse. Bedauerlich ist nur, daß es bis jetzt völlig zerplittert ist, daß die eine ärztliche Stelle ohne jeden Zusammen-hang mit der anderen arbeitet. Es ist daher der beachtenswerte Vorschlag gemacht worden, es solle eine Zentralstelle, ein soziales Gesundheitsamt errichtet werden, welches alle diese zerstreuten Notizen zu sammeln und nutzbar zu machen hat. Der Wert einer derartigen Gesundheitskarte liegt auf der Hand, denn es würde alsdann das Material gesammelt zur Stelle sein, das oft später nur mit den größten Schwierigkeiten beschafft werden kann. Sozialstatistische Beobachtungen mannigfachster Art würden dadurch ermöglicht.

Aus dem Pflanzenleben.

Die Mistel auf der Mistel. Die Erscheinung, daß die Mistel auf Gewächsen der eigenen Gattung ihr Schmaroherdasein führt, ist wenigstens in einzelnen Bezirken gar nicht selten. Dr. Fr. Müller aus Oberstein hat ihr in den Seitentälern der Nahe im Fürstentum Birkenfeld, dessen Wälder die Laubholzmistel in reichem Maße beherbergen, nachgespürt und darüber in der „Natur-wissenschaftlichen Zeitschrift für Forst- und Landwirtschaft“ in ein-gehender Weise berichtet. Er hat besonders an alten Mistel-stöcken, die auf wilden Apfelbäumen standen, solches para-sitische Vorkommen recht oft beobachten können. Die ursprünglichen Mistelpflanzen, die in der Gegend der Beob-achtung, dem Südhange des Hamelberges bei Obertiefenbach, einen Durchmesser von 1 1/2-2 Meter erreichten, waren nicht allein von zahlreichen Keimlingen, sondern auch von ausgebildeten jüngeren und älteren Mistelpflanzen bestanden. Für diese schlägt Müller den Namen „Mistelfresser“ (Viscophag) vor. Oft sah ein Dutzend da-von an einem Stod. Man erkennt sie namentlich dann leicht, wenn sie sich nicht an Verzweigungsstellen, sondern dort angediebt haben, wo die Nährpflanze bereits ihre Blätter abgeworfen hat. Sie fallen durch die hellere Farbe ihrer Zweiglein und durch ihre oft angefressenen und in Form und Größe schlecht ausgebildeten Blätter auf. Ein Anschwellen, wie es beim Schmaroher der Mistel auf Gewächsen anderer Art an der Ansatzstelle oft in sehr erheblichem Maße zu bemerken ist, findet beim Wuchs von Mistel auf Mistel nur in sehr undeutlicher Weise statt, so daß bisweilen der Parasit des Parasiten leicht übersehen werden kann. Dies ge-schieht natürlich besonders dann, wenn Wirt und Schmaroher gleichen Geschlechtes sind. Andernfalls ist die Erscheinung häufig sehr auf-fallend und ein Stück männlichen Mistelstrauches, das um Weihnachten leuchtende Beeren trägt, zieht ohne weiteres die Aufmerksamkeit auf sich. Der Mistelfresser vermag bisweilen eine Verklümmernng des Nährzweiges der Mistel, auf der er sich ansiedelt, zu bewirken. Er entnimmt der Wirtspflanze die Stoffe, die zum Aufbau seiner Zellen dienen, ohne ihr Assimilationsprodukte abzugeben, während er sich im allgemeinen wie ein richtiger Zweig verhält und die Nährpflanze auch seinerseits ernährt. Dies Verhalten bildet den prinzipiellen Unterschied zwischen der Ansiedelung der Mistel auf Gewächsen ihrer eigenen Art und der auf andern. Er erklärt es auch, daß im ersteren Falle keine Rindentwurzeln gebildet werden und daß die Nährmistel keine erheblichen Anschwellungen erfährt.